

Einiges über den Schreiber der Erlanger Handschrift

von NORBERT REITER (Berlin)

Die aus der ersten Hälfte des 18. Jh.s (um 1730)¹⁾ stammende Sammlung serbokroatischer Volkslieder ist, wie Gesemann²⁾ als erster vermutete, aller Wahrscheinlichkeit nach von einem Deutschen aufgezeichnet worden. Bisher ist es leider nicht gelungen, den Schreiber zu identifizieren. Auch einer der jüngsten Versuche verlief ergebnislos³⁾.

Bin ich schon nicht in der Lage, Namen und Wohnort des Schreibers anzugeben, so will ich doch versuchen, ihn aufgrund sprachlicher Eigenheiten einer der deutschen Dialektgruppen zuzuweisen. Ich verfolge damit einen Gedanken, der mir bei der Besprechung der o. g. Arbeit von Matešić⁴⁾ gekommen war.

In der Handschrift gibt es zahlreiche Verschreibungen, z. B. Tenues für Mediae, Mediae für Tenues u. a., die Gesemann veranlaßten, in dem Schreiber einen Deutschen, in engerer Wahl einen Süddeutschen zu vermuten, der im Dienste der österreichisch-ungarischen Monarchie an der ehemaligen Militärgrenze Dienst getan haben könnte.

¹⁾ Matešić, J., Die Erlanger serbokroatische Liederhandschrift. München 1959, S. 182.

²⁾ Gesemann, G., Erlangenski rukopis. Zbornik za istoriju, jezik i književnost srpskog naroda 1, 12, Sr. Karlovci 1925, S. CII.

³⁾ Popović, D., Godišnjak muzeja grada Beograda 1, 1954, S. 105—110. P. teilt mit, daß D. Kostić den deutschen Arzt Ludwig Franz Hack v. Acherau, der von 1717 bis 1735 in Belgrad lebte, für den möglichen Autor der Hs. hielt. Marinković, B., SOF XVII, 1958, S. 82—94, weist nach, daß sich eine Verbindung zwischen L. F. Hack v. Acherau und der Hs. nicht ziehen läßt und dieser als Autor der Handschrift mit einiger Sicherheit ausscheidet. Sollte der in vorliegendem Beitrag unternommene Versuch einer Analyse der deutschen Sprache des Autors das Richtige treffen, so wäre damit der Beweis erbracht, daß L. F. Hack v. Acherau nicht der Autor der Hs. sein kann, weil jener aus Fulda stammte, dieser aber, wie man sehen wird, vermutlich aus einer deutschen Kolonie in Böhmen kam. — In einem neueren Aufsatz zu diesem Thema bemüht sich noch einmal Matešić um den Schreiber, Jahrbuch für fränkische Landesforschung (Festschrift Ernst Schwarz) 21, 1961, S. 117—126, ohne freilich wesentlich über das schon in seiner Dissertation Gesagte hinauszugehen.

⁴⁾ Reiter, Norbert, Zeitschrift für slavische Philologie 29, 1, 1960, S. 231 ff.

Ich will nun versuchen, diese Verschreibungen zu analysieren, um innerhalb des mittel- und süddeutschen Sprachraumes das Gebiet einzukreisen, dessen Dialekt der Schreiber gesprochen haben müßte. Die Ausführbarkeit dieses Vorhabens ist durch die Dissertation von Matešić gegeben. Er hat die Verschreibungen als erster übersichtlich zusammengestellt.

Man braucht das Material nur flüchtig anzuschauen, um zu erkennen, daß der Schreiber nicht willkürlich alles durcheinandergeworfen hat, was noch Gesemanns Angaben glauben ließen, sondern daß hinter der vermeintlichen Regellosigkeit ein System verborgen ist, das es hier aufzuspüren gilt.

Es ist zweckmäßig, die Verschreibungen zunächst in zwei Gruppen zu scheiden, einmal die der assoziativ und dann die der nicht assoziativ bedingten Verschreibungen. Zur Gruppe der nichtassoziativ bedingten Verschreibungen gehören alle Fälle, in denen der Schreiber anstelle des Originalgraphems nach freier Wahl ein anderes ähnliches setzte, z. B. *por* statt *bor*, zur Gruppe der assoziativ bedingten alle jene, in denen der Schreiber bei der Wahl des Graphems durch die Phonematik eines ähnlichen Wortes beeinflusst wurde; wenn er z. B. *kobile* statt *kopile* schreibt, so ist nicht auszuschließen, daß er an *kobila* „Stute“ gedacht hat.

Wie die nicht assoziativ bedingten so haben auch die assoziativ bedingten Verschreibungen ihre Ursache in der Phonemsubstituierung, nur hat sie sich in diesen besser konserviert, insofern nämlich, als es die Trägheit dem Schreiber erschwerte, die durch Assoziation errichtete gedankliche Sperre zu überschreiten, die Phonemsubstitution infolge wiederholten Hörens zu korrigieren und bei der Niederschrift des Textes das richtige Graphem zu setzen. Das bedeutet, daß es eine ganze Reihe von Verschreibungen nicht gäbe, wenn sie nicht assoziativ bedingt wären, und umgekehrt, daß man richtig geschriebenes Wort falsch fixiert worden wäre, wenn man dem Schreiber keine Gelegenheit zur Korrektur gegeben, sondern ihn veranlaßt hätte, es sofort, nachdem er es gehört hatte, niederzuschreiben.

Von dieser Art scheinen mir die nicht assoziativ bedingten Verschreibungen zu sein. Es sind Wörter, die der Schreiber m. E. nicht oft genug gehört oder auch gelesen hat, um zu erkennen, daß seine Auffassung von ihnen falsch ist. Freilich können sich in dieser Gruppe auch Wörter finden, die dem Schreiber zwar oft genug be-

gegnet, aber infolge gedankenlosen Vorsichhinsagens⁵⁾ während einer späteren Niederschrift trotzdem verschrieben worden sind. Die einen von den anderen zu scheiden, ist nicht möglich, weil sich einmal die Frequenz der skr. Wörter nur grob schätzen läßt, und man zum anderen nicht weiß, zu welcher Selektion der Schreiber durch seine soziale Stellung oder nach seinem Aufenthaltsort geführt wurde (das herauszufinden, ist ja immer noch Gegenstand der Forschung).

Mithin enthüllen sowohl die nicht assoziativen wie die assoziativen Verschreibungen die noch nicht korrigierte bzw. nicht korrekturfähige Phonemsubstituierung, wie sie der Schreiber ursprünglich vorgenommen hatte. Diese beiden Gruppen werden jetzt aber noch um eine dritte vermehrt, und das ist die der — wie ich es nennen möchte — Kryptoverschreibungen, d. h. derjenigen, die der Text aufgewiesen hätte, wenn sie vom Schreiber infolge wiederholten Hörens eines Wortes nicht vermieden worden wären. Selbstverständlich beabsichtige ich nicht, meiner Untersuchung etwas zugrunde zu legen, was hätte sein können, in Wirklichkeit aber nicht ist, trotzdem aber darf man die Kryptoverschreibungen in ihrer Bedeutung nicht unterschätzen. Sobald man die Richtigschreibungen als Kryptoverschreibungen wertet, ist man der Notwendigkeit enthoben, jene zu erklären. Durch die Annahme von Kryptoverschreibungen stellen wir uns auf die phonematische Norm des Schreibers ein, werten die manifesten Verschreibungen entsprechend der Norm als „richtig“ und die von der Norm abweichenden — objektiv richtigen Schreibungen — als „falsch“. Sie sind die Ausnahmen, die es zu erklären gilt — was oben schon geschehen ist — nicht die Verschreibungen selbst. Sie dienen lediglich zur Feststellung der Norm, dem eigentlichen Zweck dieses Beitrags.

Natürlich läßt sich nicht in jedem Fall entscheiden, ob eine Verschreibung assoziativ bedingt ist oder nicht. Daß man die Möglichkeit von Assoziationen aber sehr wohl ins Auge fassen muß, lehren einige Beispiele textkritischer Art.

In vielen Wörtern verschreibt sich der Schreiber gleich zwei Mal, meistens dann, wenn ihm durch die Verwechslung eines Phonems kein rechter Sinn zustande gekommen zu sein scheint. Z. B. Lied 83,

⁵⁾ Der Schreiber hat von einem Konzept abgeschrieben. Hierzu Gesemann, a.a.O., S. CIV u. Reiter, Norbert, Zeitschrift für slavische Philologie 25, 2, 1956, S. 374.

78: pusdoan „Morgenstern“ statt buzdoan. In Zeile 82 geht er zu pustoan über, in Zeile 114 hat er pustoana. So steht bei ihm 19 Mal pustoan gegen 1 Mal pusdoan. Nimmt man an, er habe mit pusto „leer“ assoziiert, so bliebe zu prüfen, ob er nicht irgendwo vielleicht busto „leer“ setzt. Doch das tut er nicht. Auch buzdoan würde man vergeblich suchen. Der Schreiber hat in buzdoan „Morgenstern“, als er das Wort zum ersten Mal hörte, p für b substituiert, mit pusto „öde“ assoziiert und sich vom p nicht mehr abbringen lassen, ja er hat sogar noch -zd- zu -st- verändert. Daß pusto diese Wirkung haben konnte, erklärt sich aus seiner, auch ohne umständliches Auszählen feststellbaren höheren Frequenz, die es dem buzdoan voraus hat. Ähnlich liegen die Dinge bei kruta, das 5 Mal, neben 1 Mal kruda, anstelle von gruda „Schneeball“ steht und durch Assoziierung an krut- „steil, steif“ bedingt sein kann. Diese Assoziierung verschleierte dem Schreiber den Sinn in 152, 13, wo es heißt u punaru iedna kruta směšana statt ... gruda sněžana ... „Schneeball“. Zu der Veränderung des zweiten Wortes konnte es nur kommen, wenn der Schreiber das erste nicht verstand, und das wieder, weil er statt an gruda an das höher frequente krut- gedacht haben mochte. Jedoch ergab sein kruta in 152, 13 keinen Sinn; das mochte er erkannt haben und zu kruda, jetzt wohl in der Bedeutung „Schneeball“, zwei Zeilen später, am Ende des Liedes übergegangen sein. Ähnlich ist es in 137, 17—20 und 147, 7—10. Beide Stellen stimmen überein. In 137 u kući ti kriva kreda (statt greda „Balken“) pribilati otcu leća, in 147 u kući ti kriva kreta pribilati otcu leća. Die Schreibung leća (mit ě) u. pribilati (in einem Wort) macht deutlich, wie wenig er sich unter dem Text vorstellen konnte.

Begegnen dem Schreiber unbekannte, etymologisch dunkle topographische Namen, so versucht er, sie mit Hilfe bekannterer zu deuten. Z. B. Mostaica⁶⁾ statt Moatajica, das er augenscheinlich mit Mostar zusammenbringt. Mostar schreibt er immer richtig. In derselben Zeile (125, 15), Kaštici statt Gaštici. Durchweg falsch Satar anstelle von Zadar, wahrscheinlich assoziiert mit satariti, satrti. Aus dem Namen des Flusses Neretva macht er ein Naredba, offensichtlich assoziiert mit naredba „Befehl“. Namen bekannterer Ortschaften verschreibt er nie. Immer hat er Beograd.

⁶⁾ Gesemann, a.a.O., S. LXIV.

Auch die Teile des Kompositums, bei „weiß“ und grad „Stadt“, zwei hochfrequente Semanteme, schreibt er immer richtig.

Die Liste der assoziativ bedingten Verschreibungen ließe sich um zahlreiche Beispiele vermehren. Sein samogrez statt samokres „Pistole“ (4 Mal) läßt sich unschwer als an grizem „ich nage“ assoziiert deuten, punar statt bunar „Brunnen“ erklärt sich durch puno „voll“. Puno ist hochfrequent, daher schreibt er es immer richtig, puno, nie buno. Větro (8 Mal) statt vedro „hell“ erklärt sich durch Einfluß von větar „Wind“, praženice statt brašanice „eine Mehlspeise“ mag mit pražiti oder prazan assoziiert sein, delal statt telal „Ausrufer“ mit dělati „machen“.

Hat er zwischen zwei annähernd gleich frequenten Semantemen bzw. Lexemen zu wählen, so legt er sich nicht fest, sondern schwankt zwischen dem einen und dem anderen, leider widerfährt es ihm oft genug, daß er jeweils das falsche setzt, z. B. slatina „Salzlache“ für zlatina „Goldstück“ und umgekehrt. Auch die Semanteme vės- „hängen, wiegen“ und vez- „fahren“ bringt er durcheinander, z. B. oveziti statt ověsiti und privesao statt privezao.

Wenn ein Teil der Verschreibungen assoziativ bedingt sein soll, so erwartet man, daß die assoziierten Wörter überwiegend falsch, und diejenigen, an die assoziiert worden ist, meistens richtig geschrieben werden. Daß das so ist habe ich oben bei den Beispielen Beograd und puno angedeutet. Daß sich die Verschreibungen bei gewissen, nämlich den assoziierten, häufen, läßt sich auch durch eine einfache Rechnung zeigen.

Nach der Formel $\frac{\text{Zahl der Belegstellen}}{\text{Zahl der Semanteme}}$ errechnet man die relative

Häufigkeit sowohl für die assoziativen als auch die nicht assoziativen Verschreibungen. Als assoziativ verschrieben sollen alle Wörter gelten, denen ein höher frequentes mit ähnlicher Phonematik gegenübersteht (z. B. punar statt bunar „Brunnen“ gegen das höher frequente puno „voll“). Als nicht assoziativ verschrieben sollen alle Wörter gelten, denen ein Wort mit ähnlicher Phonematik entweder nicht gegenübersteht, oder wenn ja, es doch wieder nicht frequent genug ist, um mit dem anderen assoziiert zu werden. Stimmt die Voraussage, daß sich die Verschreibungen bei gewissen Wörtern häufen, so muß die für die als assoziativ angenommenen Verschreibungen errechnete relative Häufigkeit größer sein als die für die nicht assoziativ bedingten. Und so ist es auch. Für die Verschreibung p statt b ergeben sich als relative Häufigkeiten 8 (assoziativ) 4 (nicht

assoziativ). Die Streuung der Verschreibungen auf verschiedene Semanteme ist bei den nicht assoziativ bedingten größer als bei den anderen, oder umgekehrt, die assoziativ bedingten Verschreibungen konzentrieren sich auf eine geringere Anzahl von Semantemen als die anderen. Für die Verschreibungen b statt p ergeben sich die Zahlen 15 (assoziativ) gegen 2 (nicht assoziativ). Bei b statt p ist die Streuung der nicht assoziativ bedingten Verschreibungen auf verschiedene Semanteme größer als bei p statt b (2 gegen 4). Das ist ein wichtiger Umstand, auf den ich noch zurückkommen werde.

Es fällt auf, daß der Schreiber p statt b überwiegend im Anlaut setzt. Es sind 42 Beispiele, eingeschlossen 8 mit p in der Kompositionsfuge. Dagegen schreibt er b statt p im Anlaut nur 20 Mal. Im Inlaut kommt die Verwechslung p/b nur in folgenden Wörtern vor: *kobile*, *glube*, *luparde*, *sakopile*, *čelepija*.

Bei den Dentalen und Gutturalen ist es umgekehrt. Die Verschreibungen treten jetzt überwiegend im Inlaut auf: t/d 47 Mal Inlaut, 29 Mal Anlaut, k/g 25 Mal Inlaut, 17 Mal Anlaut. T statt d ist häufiger als d statt t, k statt g häufiger als g statt k. Oft verwechselt der Schreiber b/v. Das ist nur im Inlaut zu beobachten. Hier steht v für b 44 Mal, davon 28 Mal intervokalisches, dagegen b für v 24 Mal, davon 7 Mal intervokalisches. Das Präfix ob- schreibt er mit b, wenn ein Konsonant folgt, z. B. *oblačī*, *obrezati*, folgt ein Vokal, so überwiegt die Schreibung mit v, z. B. *ovesiti* anstelle von *obesiti*. Eine Verwechslung p/v gibt es nicht.

Ich will nun versuchen, anhand obiger Daten zu rekonstruieren, welche Konsonantenphoneme dem Schreiber von Hause aus bekannt gewesen sind. Er bevorzugt offensichtlich p, denn es erscheint häufiger anstelle von b als dieses anstelle von p. Die Bevorzugung von p darf weiterhin aus der relativen Häufigkeit der assoziativ bedingten Verschreibungen gefolgert werden. Für p statt b wurde 8, für b statt p 15 ermittelt. Daraus ist zu schließen, daß der Schreiber viel mehr an Wörter mit p als an solche mit b assoziiert hat. Das geschah nicht, weil ihm Wörter mit p öfter begegnet wären als solche mit b (die Wortfrequenz hängt nicht von der Phonematik ab), sondern weil er jeden labialen Explosivlaut des Skr., sofern er im Anlaut stand, mit p identifizierte. Es kann somit als sicher gelten, daß der Schreiber von Hause aus im Anlaut nur p gekannt hat.

Das Ausbleiben einer Verwechslung p/b im Inlaut könnte zu dem Schluß führen, der Schreiber habe p — b in dieser Position unterscheiden können. Ob dieser Schluß richtig ist, soll durch die weitere

Analyse geprüft werden. Vorerst will ich ihn als Arbeitshypothese beibehalten.

Jetzt will ich zu erklären versuchen, wie es kam, daß der Schreiber im Anlaut auch b setzte, obwohl er doch in dieser Position offensichtlich nur p gekannt hat. Der Schreiber, der von Hause aus im Anlaut nur p kannte, brauchte eine gewisse Zeit, um sich daran zu gewöhnen, daß es im Skr. in dieser Position neben p noch ein anderes Phonem, b, gab. Woran hat er dieses b erkannt? Zwei Möglichkeiten gibt es, entweder es war die Stimmhaftigkeit, die im Skr. relevant ist, oder er erkannte es daran, daß es weniger gespannt ist als p; die Spannung ist im Skr. nicht relevant. Hätte sich der Schreiber nach der Stimmhaftigkeit gerichtet, so hätte er von einem gewissen Zeitpunkt an, das p der bereits gelernten hochfrequenten Wörter in b korrigieren, die neu zu erlernenden Wörter, von denen ein erheblicher Teil niederfrequent gewesen sein dürfte, originaltreu, sei es mit p oder b, erfassen und nur die früher gelernten niederfrequenten Wörter mit p statt b beibehalten müssen, besonders dann, wenn sie mit einem Wort ähnlicher Phonematik assoziiert worden waren. Demnach dürfte die Verschreibung p/b im Anlaut nur selten auftreten und im Inlaut, unter der Voraussetzung, er habe hier p — b auseinanderhalten können, überhaupt nicht. Vergleicht man die Aussage der Hs. mit diesem Ergebnis, so findet man, daß beides nicht übereinstimmt. Die Verwechslung p/b gibt es im Inlaut zwar nicht, im Anlaut ist sie dagegen zu häufig.

Jetzt soll angenommen werden, der Schreiber habe sich nach der Spannung gerichtet. Sie ist im Skr. bei b gewöhnlich geringer als bei p, jedoch im Gegensatz zur Stimmbeteiligung nicht relevant. Jetzt hätte der Schreiber lediglich die früher gelernten hochfrequenten Wörter korrigieren können. Hinsichtlich der Phonematik neu zu erlernender wäre er vorerst weiter im Unklaren geblieben; denn es hätte ihm widerfahren können, daß ihm das p eines neuen Wortes mit geringer bzw. ein b mit großer Spannung als üblich vorgesprochen wurde, und er Phoneme zu hören glaubte, wo es sich doch nur um Varianten handelte. Unter diesen Umständen müßten die Verwechslungen p/b im Anlaut zahlreich sein, was auch der Fall ist, genauso aber auch im Inlaut, und das wieder ist nicht so.

Die aufgrund obiger Überlegungen getroffenen Voraussagen über die Verteilung der Verschreibungen werden durch die Hs. selbst nicht bestätigt. Da es zu den beiden Möglichkeiten, Stimmbeteiligung oder Spannung, keine dritte Alternative gibt, liegt der Fehler der

Rechnung woanders, nämlich in der Annahme, der Schreiber habe im Inlaut sowohl p als auch b gekannt. Was er im Inlaut wirklich sprach, soll die Analyse der Verschreibung b/v zeigen.

Aus dem Fehlen der Verschreibung b/v im Anlaut, kann gefolgert werden, daß der Schreiber v in dieser Position kannte. Hier stand v in Opposition zu p, von dem es sich durch das Fehlen des Verschlusses unterschied. Da beide Phoneme in derselben Position auftraten, war es der Schreiber gewohnt, genau darauf zu achten, ob Verschuß vorliegt oder nicht. Begegnete ihm das skr. v, so erkannte er es als v am fehlenden Verschuß, begegnete ihm b, so erkannte er es wegen des Verschlusses als nicht-v. Eine Verwechslung b/v war daher nicht möglich. Er konnte allenfalls darüber im Zweifel sein, ob es sich um b oder p handelte.

Hat der Schreiber, was nach Obigem allerdings angezweifelt werden muß, im Inlaut p — b gekannt, so wäre eine Verwechslung b/v möglich gewesen, sowohl wenn er sich nach der Stimmbeteiligung als auch nach der Spannung richtete. Im ersten Fall hätte er v wegen der Stimmhaftigkeit mit seinem stimmhaften b, im zweiten Falle wegen der Spannung als nicht-p erkennen, also ebenfalls wieder mit b identifizieren müssen. Das alles unter der Voraussetzung, daß er v im Inlaut nicht gekannt hat. Hat er es aber neben b — p gekannt, so hätte er es mit b nicht verwechseln dürfen.

Der Schreiber kann im Inlaut, ganz sicher aber intervokalisch, nur eines gekannt haben, p, b oder v. Wäre es p gewesen, dann hätte er p hier genauso mit b verwechseln müssen wie im Anlaut. Das ist nicht der Fall, also scheidet p aus. Wäre es b gewesen, dann hätte dasselbe eintreten müssen, v aber wäre wegen des fehlenden Verschlusses als nicht-b erkannt und mit b nicht verwechselt worden. Es scheidet nun auch b aus. Übrig bleibt v. Der Schreiber, von Hause aus nicht gewohnt, im Inlaut auf das Vorhandensein eines Verschlusses genauso streng zu achten wie im Anlaut, wo sich p — v gegenüberstanden, erkannte ein skr. Phonem als nicht-v nur dann, wenn es mit sehr deutlichem Verschuß, sagen wir mit größtmöglicher Spannung realisiert wurde. Das war im Falle von p gegeben, nicht aber bei b, dessen Spannung geringer ist als die von p. Das erfaßte er als nicht-p, also als v. So erklärt sich nun die Verschreibung b/v im Inlaut, das Ausbleiben der Verschreibung p/v und das Fehlen der Verschreibung p/b in derselben Position.

Ich halte fest: Die Analyse macht wahrscheinlich, daß der Schreiber von Hause aus im Anlaut p — p, im Inlaut (intervokalisch) v ge-

kannt hat. Ob er zu dem Phonem labialer Explosivlaut (P) kombinatorische Varianten, p—b, hatte, ist nicht mit Sicherheit auszumachen. Wenn es sie gab, dann im Anlaut, etwa b vor Liquiden, p vor Vokal.

Jetzt ist herauszufinden, welche deutschen Dialekte die ermittelten Eigenheiten der Sprache des Schreibers, P—v im Anlaut, v intervokalisch, aufweisen. Ich wende mich b — v zu.

Der Schreiber hätte nach der Verschreibung Bayer oder Schlesier sein können. In Teilen des Bairischen wie des Schlesischen erscheint intervokalisch v (bzw. w) für b. Für das Schlesische gilt folgende Verteilung⁷⁾:

Glätzigisch: Durchgehend Zusammenfall von b u. v in v.

Gebirgsschlesisch: Entweder b zu v nach dunklen Vokalen oder allgemein v zu b.

Neiderländisch: Durchgehend Zusammenfall von b u. v in b.

Damit scheidet ein Teil des Schlesischen aus, nämlich das gesamte Neiderländische und ein Teil des Gebirgsschlesischen, uzw. wegen intervokalisch b, für den Schreiber ist aber v ermittelt worden.

Für das **Bairische**⁸⁾ gilt Zusammenfall von ahd. intervokalischem b u. v in v. Diese Regelung erstreckt sich auf die bair. Binnenmundarten, die Außenmundarten, zu denen auch die auf böhmischem und mährischem Boden gesprochenen von Brünn, Budweis, Wischau und Iglau (mit ihrem Nordteil) gehören, haben Zusammenfall von an- und inlautendem b/v in b⁹⁾.

Südlich von Brünn (Südmähren) und wohl auch in der Stadt selbst sowie im Böhmerwald ist intervokalisch v statt b. Somit kommen die nordbairischen Maa. von Brünn, Budweis, Iglau und Wischau als Heimatdialekt des Schreibers nicht in Betracht. (Hier b, der Schreiber hat v.)

Jetzt p — b. Ahd. b wurde im Bair. im 8. Jh. zu p, intervokalisch entwickelte es sich später zu b zurück und dann weiter zu v, anlautend blieb p bis zur mittelbair. Konsonantenschwächung, die die Lenisierung der Fortes bewirkte. Die Lenisierung hat sich nicht überall durchgesetzt. Das zeigt die in der Habsburger Kaiserkanzlei verbindliche Orthographie. Nach einem kurzen Zwischenspiel mit b/p-Schreibung im 16. Jh. kehrt die Kanzlei noch in demselben Jahrhun-

⁷⁾ Nach Unwert, W. v., Die schlesische Mundart in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt. Breslau 1908, S. 49 ff.

⁸⁾ Kranzmayer, E., Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Wien 1956, S. 74 ff.

⁹⁾ Schwarz, E., Paul und Braunes Beiträge 58, 1934, S. 353 ff.

dert zur p-Schreibung zurück, gibt sie aber gegen Ende des Jh.s zugunsten der b-Schreibung wieder auf, hingegen halten die Hss. an der p-Schreibung länger fest¹⁰⁾. Die Bayern waren sich also bei der Beurteilung ihres Phonems P keineswegs einig.

Da der Schreiber im Anlaut nur ein einziges labiales, klusiles Phonem (P) kannte, die schlesischen Maa. aber p u. b im Anlaut unterscheiden, kann jetzt das gesamte Schlesische ausgesondert werden. Übrig bleibt eine beschränkte Anzahl von bair. Maa., von denen wieder einige ausgeschieden werden sollen, wenn das Verhalten des Schreibers gegenüber t/d u. k/g untersucht worden ist.

Die Verwechslung t/d, k/g an sich läßt vermuten, daß der Schreiber auch wieder nur ein Phonem dentaler Explosivlaut (T) und ein Phonem gutturaler Explosivlaut (K) gekannt hat, also die Verhältnisse hier dieselben sind wie bei P. Die weitere Beobachtung lehrt aber, daß das eben Vermutete sehr unwahrscheinlich ist, verwechselt doch der Schreiber t/d u. k/g meistens im Inlaut. Man wird daraufhin die Existenz zweier Oppositionen, t—d u. k—g, für möglich halten, die aber im Inlaut neutralisiert worden sind. In der Neutralisierung stand das Archiphonem für beide Glieder. Es fragt sich nun, welches der beiden Glieder als merkmalloso und somit als Repräsentant des Archiphonems zu gelten habe. Lag in dem Dialekt des Schreibers Stimmbeteiligungskorrelation vor, so wäre das merkmallose Glied t bzw. k, kannte er die Spannungskorrelation, so hätte man als merkmallose Glieder d bzw. g zu erwarten. Da der Schreiber im Inlaut t/k bevorzugt, müßte Stimmbeteiligungskorrelation vorgelegen haben. Ob diese Annahme richtig ist, läßt sich jetzt, nachdem der Kreis der in Betracht kommenden dtsh. Maa. schon ziemlich eng gezogen worden ist, mit Hilfe dieser Maa. selbst überprüfen. Man stellt fest, daß diejenigen Maa., die die Aufhebung der Opposition t—d und k—g im Inlaut kennen, als Vertreter des Archiphonems d/g und nicht t/k haben. Das weist auf Spannungskorrelation. Diese Feststellung deckt sich mit der an der Hs. gemachten Beobachtung, wonach der Schreiber auch im Anlaut t/d, k/g verwechselt. Zu dieser Verwechslung konnte es nur kommen, wenn er die skr. Phoneme nach dem für ihn relevanten Merkmal der Spannung beurteilte. Der Vorgang ist derselbe wie der im Zusammenhang mit p—b beschriebene. Wäre er an die Stimmbeteiligung gewöhnt gewesen, so hätte er die skr. Phoneme originalgetreu erfassen müssen, und zw. im Anlaut

¹⁰⁾ Moser, V., Frühneuhochdeutsche Grammatik I, 3. Heidelberg 1951, S. 104.

vollkommen, im Inlaut weitgehend. Richtete er sich aber nach der Spannung, warum hat er dann nicht im Inlaut d/g, die merkmallosen Glieder der Spannungsopposition gesetzt? Die Antwort hierauf scheinen mir die bair. Schreibgewohnheiten des 16./17. Jh.s zu geben.

Im Zuge der mittelbair. Konsonantenschwächung wurden t/k im Inlaut vollkommen, im Anlaut nur teilweise lenisiert¹¹⁾. Im Nordbair., wozu auch die Außenmundarten und das Südmährische gehören, sind die Konsonantenphoneme im Anlaut weitgehend unverändert geblieben. Im oberdeutschen Schriftverkehr hat man trotz der Lenisierung an der t-Schreibung festgehalten. Die Drucke des 16. und 17. Jh.s zeigen nur sporadisch jenes mundartliche d (oder besser, lenisierte t) im Inlaut¹²⁾.

Die Bevorzugung von t/k vor d/g durch den Schreiber ist somit eher graphisch als phonematisch zu erklären.

Die aufgrund der Verschreibungen t/d, k/g getroffene Feststellung, die dem Schreiber bekannten Oppositionen t — d und k — g seien im Inlaut neutralisiert worden, macht es möglich, den Kreis innerhalb der bair. Maa. noch enger zu ziehen. Jetzt scheiden die südbair. Maa. aus, weil sich die Konsonantenschwächung hier nicht ausgewirkt hat. Übrig bleibt das Mittelbairische und das Südmährische als ein Teil des Nordbairischen mit intervokalisch v statt b. Von diesen kommt das Südmährische wegen der völligen Beibehaltung der Oppositionen t— d u. k — g in die engere Wahl.

Unter den bislang in Südmähren gesprochenen bair. Maa. sieht z. B. die von Waltrowitz im Bezirk Znaim etwa so aus¹³⁾ wie die, die der Schreiber der Hs. gesprochen haben müßte. Fortis p statt b im Anlaut vor Vokal: z. B. pessə „besser“, əm pekglɛŋ „im Bett gelegen“, pisl „ein bißchen“, b im Anlaut vor r, l (stimmlose Halblenis): blāln „Blätter“, brōd „Brot“, bruidə „Bruder“; Fortis kh oder k immer im Anlaut: khōł „kalt“, khind „Kind“; g im Anlaut ist Halblenis ge „gehen“, guid „gut“; d im Anlaut ist Halblenis (entstanden aus d oder t) du „du“, doən „tuen“; im Inlaut Lenis: wedə „Wetter“ und widə „wieder“; intervokalisch b zu w: owə „aber“, iwə „über“.

¹¹⁾ Kranzmayer, a.a.O., S. 94 ff.

¹²⁾ Moser, a.a.O., S. 179.

¹³⁾ Seemüller, J., Berichte der Phonogramm-Archivs-Kommission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Nr. XX. Deutsche Mundarten III. Wien 1911. S. 38 ff.

Wieviel bair. Mundarten es vor 250 Jahren gab, die der hier von Waltrowitz ähnelten, kann ich nicht sagen. Ebenso wenig kann ich beurteilen, in welchem Maße im 18. Jh. die Lenisierung des anlautenden t durchgeführt war. Eine andere Ma., die sich mit der eben vorgeführten Waltrowitzer in den wesentlichsten Punkten deckt, ist die von Bischofteinitz im Böhmerwald¹⁴). Auch hier ist die Lenisierung im Anlaut heute weitgehend durchgeführt, ob das aber im 18. Jh. so war, läßt sich schwer ermitteln.

Man wird die Heimatmundart des Schreibers nach alledem an der Nordgrenze des Mittelbairischen oder im südlichen Nordbairischen vermuten dürfen. Das scheint mir auch aus einem weiteren Grunde angezeigt, den ich jetzt erörtern will.

Als ich die Arbeit von Matešić rezensierte, sprach ich die Vermutung aus, der Schreiber habe tschechisch gekonnt. Ich muß hierbei noch einmal auf die oben besprochenen Assoziationen zurückkommen. Nicht alle Fälle von assoziativer Verschreibung lassen sich durch Anlehnung an skr. Wörter erklären. In einigen Fällen ist es angezeigt, eine Assoziation an ein tschechisches Wort anzunehmen. In 86, 21 schreibt er sakraktite, in 86, 28 u. 90, 47 sakraktiše. Gemeint ist skr. zagraktiti „krächzen“, das im Tschech. krákati heißt. In 189 steht jakoda anstelle des PN Jagoda. Sollte der Schreiber hier an tschech. jako „wie“ gedacht haben, so ergäbe sich für jakoda etwa der Sinn „als ob“ (skr. kao da), und der würde in die erste Zeile des Liedes sogar hineinpassen, rano rani jakoda na vodu „(sie) steht früh auf, als wollte (sie) Wasser holen“. Erst zwei Zeilen später erkannte der Schreiber, daß er mit seiner Auslegung nicht zurande kam, und so schrieb er gledala ga maika jagodina. Aber auch damit hat er sich nicht anfreunden können, darum kehrte er zu jakoda zurück, das er bis zum Schluß beibehält. Tschech. Einfluß vermute ich in der Schreibung pan statt ban (so 83 Mal). Der Schreiber mochte hier an tschech. pán „Herr“ gedacht haben. Wendet man dagegen ein, der Titel des Banus sei in Österreich panus gesprochen worden, bliebe zu erklären, warum der Schreiber immer nur von panjelučki, panjeluci, panjeluce redet, wo er doch u Banjoj Luci und banjolučki gehört haben müßte¹⁵) und zu einer Veränderung des Vokalismus kein Grund bestand. Dieses sein panje- sieht mir sehr nach dem undeklinierbaren

¹⁴) Seemüller, a.a.O., S. 11 ff.

¹⁵) Andere Formen verzeichnet das Agramer Wörterbuch nicht.

tschech. páně „des Herrn“ aus. Auch andere Schreibungen lassen sich m. E. am besten durch tschech. Einfluß erklären, z. B. zkonja (138, 110), zkurve (132, 32) u. zpuške (113, 49). So wie es dasteht, hat es der Schreiber nicht selbst gesprochen, noch viel weniger gehört und auch aus der damaligen serb. oder kroat. Rechtschreibung nicht gelernt. In jedem Fall hätte er s statt z setzen müssen. Dagegen kennt das Tschech. solche Schreibungen zur Genüge. Mit ihrer Hilfe werden die alten Präpositionen sz u. iz, die im Tschech. gleichermaßen s/z lauten, auseinandergehalten, vgl. tschech. zkušnost gegen skr. iskustvo „Erfahrung“.

Matešić hat uns, indem er das Papier der Hs. und die Wasserzeichen untersuchte, einen bedeutenden Schritt auf dem Wege zur Identifizierung des Schreibers weiter gebracht. Er hat festgestellt, daß in der Hs. Papier mit zwei verschiedenen Wasserzeichen benutzt wurde. Bei dem einen Zeichen handelt es sich um ein Elchhaupt, bei dem anderen um das Wappen derer von Trautmannsdorff. Weiter hat er herausgefunden, daß das Papier mit dem Trautmannsdorff'schen Wappen, das älter ist als jenes mit dem Elchhaupt, nicht beschrieben ist, und er hat daraus, wie ich glaube, den richtigen Schluß gezogen: die Handschrift ist unvollständig. Matešić' Angaben erlauben auch, uns ein ungefähres Bild von der Verbreitung der beiden Papiersorten zu machen. Das Papier mit dem Elchhaupt, das in der Hs. beschrieben ist, wurde in Arad, Belgrad und Szegedin gebraucht. Das andere mit dem Trautmannsdorff'schen Wappen findet sich jedoch nur in der Korrespondenz derer, die mit der gräflichen Familie zu tun hatten. Es ist also anzunehmen, daß der Schreiber seine Sammlung z. T. schon an der Militärgrenze selbst niedergeschrieben hat und sich später an einen Ort begab, wo er noch jenes alte, nicht im Handel befindliche Papier bekam. Er konnte dazu aber nur kommen, wenn er sich in der Nähe Trautmannsdorff'scher Besitzungen aufhielt, d. h. in Negau in der Steiermark, in Bischofteinitz im Böhmerwald oder in Brandeis bei Leitomischl im Schönhengster Gau. Nimmt man weiter an, der Schreiber sei nach Erledigung seiner Geschäfte an der Militärgrenze in seine Heimat zurückgekehrt — die nach der sprachlichen Analyse im Böhmerwald oder in Südmähren zu suchen ich einigen Grund habe — und bringt man seine Heimat mit den böhmischen Besitzungen derer von Trautmannsdorff in Beziehung, so bietet sich als einzig möglicher Ort, an dem man über den Schreiber einiges erfahren könnte, Bischofteinitz an. Der Schreiber hat sein Werk nicht vollendet. Vielleicht ist er darüber gestorben.

Wenn das so war, müßte er in oder um Bischofteinitz begraben liegen. Man sollte dieser Spur einmal nachgehen, vielleicht könnten uns die tschechischen Kollegen dabei behilflich sein! Und noch etwas: Die nächste deutsche Universitätsstadt ist von Bischofteinitz aus Erlangen.